

**„Kinder machen“. Neue Reproduktionstechnologien und die Ordnung der Familie**

Assistierte Empfängnis ist in Deutschland bis heute ein kritisches Unterfangen. Leihmutterschaft und Eizellspende sind gesetzlich untersagt; ein neues Verfahren wie das „Social Freezing“ sorgt für erhitzte Debatten; und den Personenkreis für die erlaubten Verfahren der Samenspende und der In-vitro-Befruchtung schränken die betreffenden Richtlinien der Bundesärztekammer stark ein: „Bei nicht miteinander verheirateten Paaren“, heißt es in der geltenden Fassung von 2006, soll der Durchführung einer Samenspende „mit besonderer Zurückhaltung zu begegnen sein“; auch die IVF-Behandlung stehe nur heterosexuellen Paaren „in einer festgefügt Partnerschaft“ zu. Frauen, die „in keiner Partnerschaft oder in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft leben“, sind von allen Therapiemethoden grundsätzlich auszuschließen. Auch wenn die deutschen Samenbank-Betreiber und Reproduktionsmediziner den Vorgaben in ihrer Behandlungspraxis nicht immer folgen: Der Status der Familie, das machen diese rechtlichen Grundbestimmungen deutlich, wird weiterhin als Gemeinschaft aus Mutter, Vater und den gemeinsamen, durch sexuelle Zeugung entstandenen Kindern gedacht. In den letzten zehn, fünfzehn Jahren ist die Ausdehnung dieser Definition zwar gesetzlich erleichtert worden, durch die Einführung der „Eingetragenen Partnerschaft“ für gleichgeschlechtliche Paare und der damit verbundenen Möglichkeit, ein leibliches Kind des Lebenspartners als „Stiefkind“ zu adoptieren. Dennoch ist das in der Verfassung niedergelegte Grundrecht, wonach „Ehe und Familie unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung“ stehen, an die blutsverwandte Kernfamilie adressiert.

Die Leih- oder Tragemutter, die Eizellspenderin, der Samenspender (den der SPD-Entwurf eines Fortpflanzungsmedizin-Gesetzes im Jahr 1989 ebenfalls kriminalisieren wollte): Sie alle gelten weiterhin als Fremdkörper, deren Eindringen in die Familieneinheit verhindert oder – wie es die meisten Reproduktionsmediziner empfehlen – zumindest mit aller Konsequenz verschleiert werden muss. Doch auf welche mächtigen Konstellationen in der Geschichte menschlichen Zusammenlebens geht dieses Misstrauen zurück? Wann und unter welchen Umständen hat sich das Modell der Kernfamilie, das keine zusätzlichen, randständigen Figuren duldet, herausgebildet? Über einen weit ausgedehnten Zeitraum hinweg hat der Anthropologe Jack Goody diese Fragen zu beantworten gesucht. Seine klassische Studie über die „Entwicklung von Ehe und Familie in Europa“ skizziert die Geschichte der Familie im christlichen Abendland als Geschichte einer fortschreitenden Verdichtung. Goody bringt die

Schwächung weitverzweigter Sippen und die Etablierung der Kleinfamilie seit dem frühen Mittelalter in Zusammenhang mit der Machtpolitik der aufstrebenden christlichen Kirche. Durch Einengungen des Erbrechts und Ausweitungen des Inzestverbots, zeitweise bis zu Verwandtschaftsbeziehungen siebten Grades, gelingt es der neuen Staatsreligion des Römischen Reiches, die einflussreichen Sippenverbände nach und nach zu zersprengen und den eigenen Reichtum durch testamentarische Schenkungen unverheiratet oder kinderlos gebliebener Menschen anzuhäufen. Die christliche Kirche kann sich dadurch als maßgebliches Institut des Gemeinwesens installieren. Im römischen Recht verankerte Praktiken wie die Adoption und das Konkubinat, zur Annahme oder Zeugung von erbberechtigten Kindern, werden nun untersagt; die Kategorie der Elternschaft – in den Sippen für blutsverwandte und angenommene, eheliche oder außerhalb der Ehe entstandene Nachkommen gleichermaßen gültig – reduziert sich auf die geschlechtlich reproduzierte Kernfamilie. (Adoptionen etwa werden in Frankreich erst 1892 wieder gesetzlich ermöglicht, in Großbritannien sogar erst im Jahr 1926.)

In diesem langsamen, viele Jahrhunderte währenden Prozess der Intimisierung zeichnet sich wiederum eine tiefe Zäsur ab, in den Jahrzehnten um 1800. Die Kleinfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und den in ehelicher Liebe gezeugten Kindern, formt sich in dieser Zeit endgültig zum normativen Modell. Sie wird als Ort der Homogenität begriffen; die sozialen und biologischen Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern müssen deckungsgleich sein. Umgekehrt verschärft sich das Misstrauen gegenüber jeder Kontamination der natürlichen Einheit. Woher kommt dieser „mächtige Schub des Gefühls“, wie es der Historiker Edward Shorter formuliert? Er setzt die zugrundeliegenden Ursachen für diesen Wandel vor allem mit den ökonomischen Veränderungen Mitte des 18. Jahrhunderts in Beziehung, mit dem Aufkommen einer liberalen, kapitalistisch organisierten Marktwirtschaft, die die Zünfte zerschlägt, die lokalen Produktionsgemeinschaften aufsplittet und unter den nun im Wettbewerb befindlichen Einzelanbietern eine Sphäre der Konkurrenz hervorbringt. Shorter ist davon überzeugt, dass sich „diese egoistische wirtschaftliche Mentalität auf verschiedene nichtwirtschaftliche Lebensgebiete ausgeweitet“ habe. Der Kult des Gefühls zwischen den Ehegatten, das enge Verhältnis zu den eigenen Kindern, die Abschottung der Kernfamilie von der Dorfgemeinschaft seien letztlich soziale Effekte einer wirtschaftlichen Neuordnung. Man könnte dieses ökonomiegeschichtliche Argument noch um ein medizingeschichtliches ergänzen: Denn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kommt es zu einer fundamentalen Veränderung im Wissen von der Zeugung. Die etablierten präformistischen Konzepte – also die Vorstellung, dass der Embryo bereits vor der Befruchtung in den Eierstöcken der Mutter als vollendetes Miniaturbild der ausgewachsenen Gestalt enthalten sei und vom Ereignis der

Zeugung nur in seinem Wachstum aktiviert werden würde – diese Konzepte werden am Ende des 18. Jahrhunderts abgelöst von der Theorie der „Epigenese“, also der Überzeugung, dass sich der Embryo nach und nach aus undifferenzierter Materie entwickle. Auch dieser zeugungstheoretische Einschnitt wirkt dabei mit, die Nähe zwischen den Ehegatten sowie zwischen Eltern und ihren Kindern zu stärken. Denn für die Präformationslehre war es nachrangig, welcher männliche Same den vorgeformten Keim im Eierstock aktivieren würde. Kant konnte noch lakonisch notieren: Wenn eine Frau „auch einen anderen Mann gehabt hätte, so würde sie doch dieselben Kinder gezeugt haben“. Jetzt besagt die epigenetische Theorie, dass ein Kind in gleichem Maße von Mann und Frau gezeugt werde, gewissermaßen aus dem Nichts. Diese Vorstellung muss das emotionale Fundament der Familie erheblich gestärkt haben.

Es ist also nicht zu weit gegriffen, wenn man die heutigen Vorbehalte gegen die assistierte Empfängnis auf die Konstituierung der Kleinfamilie im späten 18. Jahrhundert zurückführt. Und da sich die Familieneinheit in dieser Zeit ganz über die Mutter zu definieren beginnt, die ihre Kinder nun selber stillt, ihnen das Lesen beibringt und die Position des familiären Zentrums vom „Hausvater“ früherer Zeiten übernommen hat, erscheint es auch als folgerichtig, dass gerade Substitutionen von Mutterschaft seit 250 Jahren in ungleich höherem Maße skandalisiert werden als unklare Vaterschaften. In den Protagonistinnen der Reproduktionstechnologie, in der Leihmutter oder der Eizellspenderin, bilden sich also jene Fremdkörper der blutsverwandten Kleinfamilie ab, die seit dem späten 18. Jahrhundert ausgesondert und an den Rand gedrängt worden sind. Das Unbehagen an der Leihmutter etwa folgt ganz ähnlichen Argumentationslinien wie die einstige Dämonisierung der Amme. Beide Frauen kommen der Familieneinheit zu nahe, übertragen unbekannte und bedrohliche Körperströme auf das Kind.

In unserer heutigen Vorstellung ist das Mutter-Kind-Verhältnis ja gar nicht anders denkbar denn als unteilbare Dyade, sowohl in den neun Monaten der Schwangerschaft als auch in der ersten Zeit nach der Geburt. Man weiß aber, dass auch die vermeintliche Naturkonstante der Mutterliebe beim Menschen eine wechselvolle Geschichte hat. Mütterliche Fürsorge kann beinahe als Erfindung der Moderne bezeichnet werden. Der eindringlichste Beleg für diese Hypothese besteht darin, dass die allermeisten Eltern im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts ihre Kinder nach der Geburt sofort jahrelang in die Pflege von Ammen geben. Die mangelnde Zuverlässigkeit dieser Pflege wird in den Berichten der Ärzte und Polizeibeamten jener Zeit immer wieder betont: So hat nur ein Bruchteil der Bewerberinnen

tatsächlich wie vorgeschrieben eigene Kleinkinder und damit ausreichend Milch; die restlichen Ammen ernähren die ihnen anvertrauten Neugeborenen mit Kuh- oder Ziegenmilch, vor den Entdeckungen und Maßnahmen der Bakteriologie eine lebensbedrohliche Gefahr. Die Lebensumstände der Säuglinge auf dem Land sind oft erbärmlich; ein halbes Dutzend von ihnen haust zusammen mit den Tieren des Hofes in einer unbeheizten Hütte, übersät von Kot und Urin. Die Ammen lassen die Kinder tagsüber alleine, um Arbeiten im Haus und Feld nachzugehen, und wickeln sie mit jener berüchtigten Schnürtechnik, die bis an die Wende zum 19. Jahrhundert üblich ist.

Wenn es um die Frage geht, zu welchem Zeitpunkt sich die Gleichgültigkeit der Mütter in jenen liebevollen Umgang mit dem Säugling verwandelt, der heute so natürlich wirkt, dass man ihm gar keine Geschichte mehr zugesteht, fällt immer der Name einer bestimmten Schrift: Jean-Jacques Rousseaus pädagogischer Ratgeber „Emile oder Von der Erziehung“ aus dem Jahr 1762. Das Buch muss wie wenige andere eine Umstellung gesellschaftlicher Realitäten in Gang gesetzt haben. Die Adressatin der Kritik Rousseaus wird in dem Buch ausdrücklich benannt: „Ich wende mich an dich, zärtliche und vorausschauende Mutter“, schreibt er und stellt sie ihrer bisherigen Widersacherin gegenüber, der Figur der Amme, die als Surrogat der abwesenden Mutter die Aufzucht der Kleinkinder überwacht und die pädagogischen Desaster zu verantworten hat. Im Gefolge des vielgelesenen „Emile“ erscheint eine Fülle von Schriften, die das Selbststillen zur Pflicht erheben; junge Mütter, die gesellschaftliches Amüsement der Aufgabe der Kinderpflege vorziehen, erscheinen am Vorabend der Französischen Revolution als Repräsentantinnen eines selbstsüchtigen, überfeinerten Lebensstils. In Preußen erlangt die mütterliche Pflicht, das eigene Kind zu stillen, zu dieser Zeit sogar Gesetzeskraft; im zweiten Teil des Allgemeinen Landrechts setzt §67 seit 1794 fest: „Eine gesunde Mutter ist ihr Kind selbst zu säugen verpflichtet.“ Innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts verwandeln sich die Dienste einer Amme von der Norm zur Ausnahmeerscheinung, und die neue Konjunktur der Mutterliebe liefert einen entscheidenden Impuls für jenen Prozess sozialer Intimisierung, an dessen Ende die moderne Kleinfamilie steht.

Was im Hinblick auf die Amme also zur Debatte steht, sind genau jene Übertretungsphantasien, jene löchrigen Familiengrenzen, die auch das Aufkommen der Reproduktionsmedizin begleiten. Das Gift der fremden Milch hat sich heute in das Gift der fremden Gene verwandelt, das durch die möglichst genaue Selektion der Samenspenden, biologisch verwandten Leihmütter und Eizellspenderinnen neutralisiert werden soll.

Eine weitere Randfigur ist in diesem Sinne die Stiefmutter. Ihre problematische Stellung innerhalb der Familie wird gerade von jenen Texten zementiert, die den Bildbestand und die kollektive Imagination unserer Kultur seit 200 Jahren wie keine anderen geprägt haben, den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. In mindestens einem Dutzend der Geschichten, darunter den bekanntesten wie „Sneewittchen“, „Hänsel und Gretel“, „Aschenputtel“, „Brüderchen und Schwesterchen“ und „Frau Holle“, sind es die Stiefmütter, die ihre nachträglich angenommenen Kinder aus niederen Motiven der Eitelkeit oder Habgier töten, verhungern oder verwahrlosen lassen wollen. Zuneigung empfinden sie allenfalls für ihre leiblichen, in die zweite Ehe eingebrachten Nachkommen; der wiederverheiratete Vater nimmt gewöhnlich die Stelle des gutmütigen, aber passiven Mannes ein, der den Intrigen und Verkommenheiten seiner neuen Ehefrau nichts entgegenzusetzen vermag. In den „Kinder- und Hausmärchen“ wird dieser Figur von Fassung zu Fassung eine prominentere Rolle zugeordnet; wo in der Erstausgabe von 1812 bis 1815 noch häufig schlicht von einer „bösen Mutter“ die Rede ist, unter anderem in den Märchen „Sneewittchen“ und „Hänsel und Gretel“, haben sich die Frauen in der letzten zu Lebzeiten erschienenen Ausgabe von 1857 allesamt in „Stiefmütter“ verwandelt. Die Brüder Grimm errichten also im Lauf der Jahrzehnte eine immer stärkere Barriere zwischen dem Rumpf der blutsverwandten Familie und der hinzukommenden weiblichen Person, der sich bis heute als wirkungsmächtig erweist. Die Reputation der „Stiefmutter“ hat sich von diesen Zuschreibungen nicht mehr erholt.

Das Idealbild der blutsverwandten Kleinfamilie, könnte man sagen, hat zweihundert Jahre lang seine uneingeschränkte Macht entfaltet. Am Anfang stand die Emphase des Familienidylls durch Bücher wie Rousseaus „Emile“; seit den 1970er Jahren sorgen Verfahren wie die endgültig verbreitete Samenspende, die In-vitro-Fertilisation und die Leihmutterschaft für eine zunehmende Öffnung und Ausweitung dieser Einheit. In der deutschen Rechtsprechung und auch in der öffentlichen Debatte, die sich in Fernseh-Talkshows oder Zeitungsplädoyers weitgehend auf den Modus von Pro und Contra beschränkt, werden die meisten dieser Technologien immer noch als Bedrohung der Familie empfunden. Auch viele Befürworter der Samen- und sogar der Eizellspende nähern sich den Kritikern zumindest in jener Empfehlung an, die so gezeugten Kinder über ihre Entstehungsweise im Unklaren zu lassen; beide Parteien sind sich also darin einig, dass jede offene Proliferation der Abstammung das Konzept der Familie schwächt.

In den Jahren meiner Recherchen, nach vielen Besuchen in Samenbanken, Leihmutter-Agenturen und IVF-Zentren zwischen Kalifornien, Deutschland und Osteuropa, den Begegnungen mit Ärzten, Vermittlern, betroffenen Eltern und Kindern hat sich allerdings der entgegengesetzte Eindruck verfestigt. Anfang des 21. Jahrhunderts, so die immer wieder bestätigte Wahrnehmung, sind es gerade die wuchernden, „unreinen“, durch Unterstützung von Dritten und Vierten entstandenen Familien, die ein seit Jahrzehnten brüchig gewordenes, symbolisch ausgezehrtens Lebensmodell wieder mit neuer Repräsentationskraft versorgt haben. Eine auffällige historische Überschneidung veranschaulicht diese These: Denn die entscheidenden Durchbrüche in der Geschichte der Reproduktionsmedizin fallen genau in jenes Jahrzehnt, in dem das traditionelle Konzept der Familie infolge der Umbrüche von 1968 in seine tiefste Krise geraten ist. Die Inflation der Scheidungsraten, der Rückgang der Kinderzahl, die emanzipatorische Selbstbestimmung der Frauen, die sich nicht mehr mit der bloßen Rolle als Mutter begnügen wollen, die Verheißungen einer freien, verhüteten Sexualität, der grundsätzliche Überdruß an bürgerlichen Existenzweisen: In den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts zerfasert eine Lebensform, die lange Zeit als maßgebliches soziales Modell, als vielbeschworene „Keimzelle der Gesellschaft“ gedient hat. „Der Tod der Familie“ heißt der 1971 erschienene Klassiker des Psychiaters David Cooper, und auch in den Jahren darauf verzichtet kaum eine historische, soziologische oder psychoanalytische Bestandsaufnahme zum Thema, in der Einleitung auf die „berühmte Krise der Familie“ aufmerksam zu machen.

Die neuen Optionen, durch extrakorporale Befruchtung oder die Hinzunahme fremder Gameten Kinder zu zeugen und Familien zu gründen, fallen also genau in diese Phase hoher sozialer Labilität. Was seit dem Ende der Siebzigerjahre geschieht, die reproduktionsmedizinisch hergestellte Elternschaft von Menschen, die als unfruchtbar galten, später auch von älteren Frauen, Alleinstehenden und gleichgeschlechtlichen Paaren, mag zwar politisch oder religiös überlieferte Vorstellungen des Gebildes „Familie“ verletzen. In erster Linie eröffnet sie aber einem Personenkreis Zugang zu diesem Lebensmodell, der zuvor aus gesundheitlichen oder biologischen Gründen ausgeschlossen war und ihm daher umso emphatischer begegnet. Ein Kind zu bekommen, ist in diesen Fällen keine Selbstverständlichkeit mehr, kein zufälliger oder zwangsläufiger Effekt sexueller Aktivität, sondern das Ziel eines langgehegten Wunsches. Besonders anschaulich wird diese Differenz zwischen der krisenanfälligen natürlichen und der ersehnten assistierten Familienbildung an der Lebensgeschichte von John und Lesley Brown, den Eltern des ersten in vitro gezeugten Babys. Beide stammen aus überaus problematischen Verhältnissen: Lesley wächst nach der Wiederverheiratung ihrer Mutter sogar im Kinderheim auf, soll zu einer Pflegefamilie nach

Australien ziehen und landet dann bei einer Tante. Als umherstreunender, haltloser Teenager lernt sie den Halbwaisen John kennen, der schon einmal verheiratet war und nun allein mit seinen zwei Kleinkindern lebt, von denen er eines zur Adoption freigibt, das andere seinerseits in einem Kinderheim unterbringt. Die ersten Eltern eines IVF-Babys, daran lässt ihre Autobiographie keinen Zweifel, haben das konventionelle Lebensmodell „Familie“ in den 1950er und -60er Jahren von der düstersten Seite her erlebt, als generationenübergreifende Aneinanderreihung von ungewollten Schwangerschaften, überforderten Eltern, Trennungen und Abschiebungen. Als Lesley bei John unterkommt, eine eigene Familie gründen will und dann feststellen muss, dass sie physiologisch dazu nicht in der Lage ist, wertet sie diese Nachricht als Besiegelung ihres Lebensfluchs: „Es war schlimm genug, als Kind keine richtigen Eltern gehabt zu haben“, schreibt sie. „Ich hatte mich anders als alle anderen gefühlt, als ich ins Kinderheim gesteckt wurde. Nun, da ich selbst auch keine Kinder bekommen konnte, wusste ich, dass das wirklich zutraf.“ An diesem Nullpunkt der Hoffnungen werden Lesley und John auf die Aktivitäten Patrick Steptoes aufmerksam, und das Mirakel der künstlichen Befruchtung wendet ihr Schicksal. Die In-vitro-Fertilisation macht aus den Opfern dysfunktionaler Familien eine intakte. Nach der Geburt von Louise sucht Lesley Brown sogar zum ersten Mal seit der Kindheit wieder Kontakt mit ihrer eigenen Mutter.

In einem 1986 erschienenen *Spiegel*-Artikel zur assistierten Empfängnis schrieb die Grünen-Politikerin Waltraud Schoppe: „Die Reproduktionstechnologien führen das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie ad absurdum.“ Vermutlich ist genau das Gegenteil richtig: Die Reproduktionstechnologien haben das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie aufrechterhalten und in seiner Logik bestätigt. Dass routinierte, tendenziell überkommene Sozialrituale gerade von ehemals ausgeschlossenen Gruppen erneuert werden, zeigen auch die aktuellen Diskussionen um die Heiratserlaubnis für gleichgeschlechtliche Paare; das Urteil des Obersten Gerichtshofs in den USA etwa, das die politische Diskriminierung der „Homo-Ehe“ für verfassungsfeindlich erklärte, führte vor kurzem zu landesweiten Jubelfeiern. Und genau in diesem Sinne hatten Aldous Huxley und die mit seinem Roman „Brave New World“ bewehrten Kritiker der künstlichen Befruchtung auf kolossale Weise Unrecht: Die liebevoll verbundene Kleinfamilie und die technologisch unterstützten, asexuellen Methoden der Fortpflanzung schließen sich eben nicht aus. Eine stimmigere Diagnose aktueller Familienbildung liefert eher Kim Bergman, die Gründerin der größten amerikanischen Agentur für Leihmütter und Eizellspenderinnen, „Growing Generations“ in Los Angeles. „Die Entstehung jedes Kindes“, sagt sie in aller Pragmatik, „geht auf vier Faktoren zurück: ein

Spermium, ein Ei, eine Gebärmutter, ein Zuhause. Die erste drei Faktoren können beliebige Personen beisteuern. Was Eltern und Familien aber ausmacht, ist allein das Zuhause.“

Wer im Jahr 2014 nach Fernsehserien sucht, die möglichst konventionelle Familiengeschichten erzählen, mit Episoden über die kleinen, biedereren Freuden des Hochzeitstags oder Valentine Days, landet unweigerlich bei den Sitcoms „Modern Family“ oder „The New Normal“. Im Mittelpunkt dieser Serien stehen zwar gleichgeschlechtliche Paare, mit einem adoptierten oder von einer Leihmutter ausgetragenen Kind, aber das Bild von Familie, das sie entwerfen, verbindet, wie die Titel schon sagen, die Neuheit ihrer Entstehung mit einer fast zelebrierten Normalität. Der Regenbogen, der diesen Familien ihren Namen gegeben hat, strahlt weniger bunt auf die akkurat gemähten Vorgärten als gedacht. Man kann diesen Willen zur Konvention auch daran erkennen, welche Rolle die gemeinsamen Mahlzeiten am Familientisch in den Geschichten spielen. Das Bild der im Esszimmer versammelten Eltern und Kinder ist eine der großen Ikonen der Bürgerlichkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Umgekehrt wurde die bedrohliche Ausfransung der Familie in den letzten Jahrzehnten mit Vorliebe am Aussterben der gemeinsamen Mahlzeiten illustriert; ungezählt die Filmszenen oder soziologischen Forschungsberichte, in denen gerade das Fehlen des Esstisches in den lieblosen Wohnungen, das allein auf der Fernsehcouch heruntergeschlungene Junk Food, die Entfremdung zwischen den Generationen anzeigen sollte. In Büchern und Filmen nun, die von „Regenbogenfamilien“ handeln, fällt sofort ins Auge, mit welcher Sorgfalt und rituellen Bedeutung die Mahlzeiten arrangiert sind. Alle Schlüsselszenen des oscarnominierten Hollywood-Films „The Kids Are All Right“ von 2010 etwa, den viele von Ihnen sicher kennen, spielen an einem großzügigen Esstisch: die erste Begegnung mit dem Samenspender Paul im Haus der beiden Mütter, die aufwändige Gegeneinladung des Spenders, bei der Nic entdeckt, dass ihre Lebenspartnerin Jules eine Affäre mit ihm hat, schließlich das große Aussöhnungsgespräch der Familie am Vorabend der Reise ins neue College der Tochter, währenddessen Paul vor dem Fenster steht und einen letzten Blick auf die durch ihn gezeugten Kinder wirft. Die exotisch anmutenden Familien wahren die Insignien der Bürgerlichkeit wie kaum noch eine gewöhnlich entstandene. Auch die Reflexionen Arthur Kermalvezens über sein Leben als „Spenderkind“, 2008 in Buchform erschienen, kreisen immer wieder um Szenen des Essens: „Jede Familie“, schreibt er, „hat ihre Eigenarten. Bei uns wird bei Tisch nicht ferngesehen, und die Mahlzeiten sind ebenso wie gemeinsame Autofahrten dazu da, um miteinander zu reden.“ Seine Sozialisierung zu einem vollwertigen Familienmitglied vollzog sich in seiner Erinnerung vor allem bei diesen Gelegenheiten. Als Kind sei er bei Tisch lange schweigsam gewesen, aber dann begann er,



„beim Essen zu reden. Ohne Fehler. Und so wurde ich in den Augen meines Vaters zu einem akzeptablen Gesprächspartner.“

Gerade die Unterbrechung der Abstammungslinie führt also dazu, dass diese Lücke mit umso größerem Aufwand durch symbolische Legitimationen der Zusammengehörigkeit wettgemacht wird. Die produktive *Erzählung* der Familiengeschichte – im Unterschied zu einem kontingenten, mehr oder weniger gewollten biologischen Ereignis, das diese Geschichte in Gang setzte – soll die Bindung zwischen den Generationen festigen. Deshalb sind im Milieu der assistierten Empfängnis auch Bilder von Babys, Kindern und jungen Familien allgegenwärtig. Das zeigt sich bereits in der Einrichtung und im Design von Samenbanken oder IVF-Kliniken, deren Räume und Broschüren gewöhnlich von solchen Aufnahmen gesäumt sind. (Schon Noel Keane, der erste Leihmutter-Makler der Geschichte, sammelte Fotos aller durch seine Vermittlung entstandenen Babys.) Auch die Erinnerungsalben der Familien sind mit einem besonderen Maß an Disziplin gestaltet: In einem Zeitungsporträt über Stina, Gründerin des Vereins „Spenderkinder“, ist von einem Fotobuch die Rede, das sie beim Auszug aus dem Elternhaus geschenkt bekommen hat: „Es sind hymnische, selige Texte“, schreibt die Autorin. „So etwas kenne sie von Eltern ihrer Freunde nicht, das würden nicht viele machen.“ Eine bemerkenswerte Ausprägung findet dieser Darstellungswille schließlich in einem neuen Genre von Aufklärungsbüchern, die auf die Herkunft der Kinder durch künstliche Befruchtung und Gametenspende abgestimmt wurden. Sie heißen „Sometimes it Takes Three to Make a Baby“, „How Babies and Families are Made (There is More Than One Way!)“ oder „So That’s Where I Came From“. Websites von Familieninitiativen oder Gay Communities vertreiben die Bücher in den USA inzwischen in großer Zahl; viele der Titel sind in unterschiedlichen Versionen bestellbar, je nachdem, ob die Familien durch IVF und ICSI, Samenspende, Eizellspende oder Tragemutterschaft zustande gekommen sind. Die Beliebtheit dieses Genres rührt offensichtlich auch daher, dass die technische Zeugungsweise die Autoren und vorlesenden Eltern von Diskretionsproblemen befreit, die ansonsten bei der Aufklärung von Kindern auftauchen: Über Sex muss hier nicht gesprochen werden. „Die Sprache ist sehr einfach“, heißt es im Ankündigungstexts eines Buches, „das Wort ‚Zelle‘ wird eher gebraucht als ‚Ei‘ oder ‚Spermium‘.“

Psychologen und Sozialwissenschaftler, die den Verfahren der Reproduktionsmedizin prinzipiell wohlwollend gegenüberstehen, haben schon früh den empirischen Nachweis zu bringen gesucht, dass diese Familien – vorausgesetzt, sie gehen offen mit ihrer Entstehungsweise um – überdurchschnittlich glückliche Kinder hervorbringen. Die englische

Psychologin Susan Golombok etwa hat seit den Achtzigerjahren etliche Studien geleitet und publiziert, die allesamt zu ähnlichen Ergebnissen führen: dass nämlich Paare, die durch In-vitro-Fertilisation, Samenspende (und später auch durch Eizellspende) zu Eltern geworden sind, „liebvoller mit ihren Kindern umgehen, größere emotionale Nähe empfinden, mehr mit ihnen interagieren und weniger Stress bei der Erziehung spüren“ als in natürlich entstandenen Familien. Der Hauptgrund für diese Diagnose liegt den Autoren zufolge darin, dass Kinder, deren Zeugung mit jahrelangem emotionalen, körperlichen und finanziellen Aufwand verbunden war, immer Wunschkinder sein müssen, denen mehr Zuneigung entgegengebracht wird als jenen, die häufig das Resultat einer Fahrlässigkeit oder der bloßen ehelichen Pflicht sind. Wie es die Psychologin einer amerikanischen Leihmutter-Agentur formuliert: „Es gibt kein Kind, das mit größerer Unbedingtheit gewollt wurde, als das Kind eines unfruchtbaren Paares“.

Der Erkenntniswert empirischer Untersuchungen über die emotionale Verfassung von Familien bleibt immer problematisch, weil sich eine Kategorie wie „Glück“ nur schwer mit den Mitteln der quantitativen Sozialforschung messen lässt. Was sich gleichwohl sagen lässt, ist, dass einige der Kardinalprobleme, die Psychoanalytiker von Freud und Otto Rank bis zu David Cooper im Beziehungsgeflecht der Familie zu identifizieren geglaubt haben, immer auch an die biologische Verbindung der Generationen geknüpft waren. Die fatale Struktur des Ödipus-Komplexes etwa gilt bei Freud nur für blutsverwandte Familien. Wenn man den eigenen Lektüreeindrücken und dem Gesamtregister der Londoner Werkausgabe trauen darf, hat er sich nirgendwo darüber geäußert, ob seine Neurosenlehren in ebensolcher Weise auf Eltern mit Adoptivkindern zuträfen. Zudem gibt es vereinzelte Stellen in Freuds Werk, in denen er über die utopische Entkoppelung der Kinderzeugung von der Sexualität als Therapierform seiner Patienten spricht; „theoretisch“, sagt er erstmals in der „Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen“ von 1898, „wäre es einer der größten Triumphe der Menschheit, eine der fühlbarsten Befreiungen vom Naturzwange, dem das Geschlecht unterworfen ist, wenn es gelänge, den verantwortlichen Akt der Kinderzeugung zu einer willkürlichen und beabsichtigten Handlung zu erheben, und ihn von der Verquickung mit der notwendigen Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses loszulösen.“

In diesem Sinne könnten die neuen Reproduktionstechnologien fast als psychoanalytisches Heilmittel bezeichnet werden. Denn sie heben den Widerstreit der Sexualität zwischen Fortpflanzungsvehikel und Triebbefriedigung auf. Die Ablösung der Familienbindung von der biologischen, geschlechtlich reproduzierten Verwandtschaft würde Freud als erwünschte

Abkühlung latenter Neurosenherde verstehen. Ganz ähnlich äußert sich auch David Cooper Anfang der Siebzigerjahre in seinem Traktat gegen die seiner Ansicht nach einschnürende, krankmachende Sozialform namens Kleinfamilie: „Vielleicht“, schreibt er im Sinne einer Gegenbewegung, „muß jeder von uns die Möglichkeit wiederentdecken, seine Herkunft anzuzweifeln“. Die Frage lautet also: Leiten sich die fast unweigerlichen Familienkrisen, die die Literatur seit zweihundertfünfzig und die Psychoanalyse seit hundert Jahren diagnostizieren, nur vom kontinuierlichen Zusammenleben der Eltern mit ihren Kindern her? Oder hängen sie, wofür vieles spricht, auch mit der sexuell reproduzierten Blutsverwandtschaft zwischen den Generationen zusammen? Familien, deren Entstehung sich den Verfahren der assistierten Empfängnis verdanken, wären in dieser Hinsicht von manchen Grundkonstellationen psychischer Defekte dispensiert.

Die Realität der Fortpflanzungsmedizin, und das wäre vielleicht ein Fazit meiner Untersuchungen, gibt also keinesfalls zu der Befürchtung Anlass, dass pathologische Auswüchse das natürliche Familiengebilde überwuchern werden. Sie ist aber auch nicht einfach als subversive Emanzipationsleistung zu verstehen. Die mit Unterstützung der Reproduktionstechnologien entstandenen Familien sind schlichtweg die zeitgenössische Ausprägung eines traditionellen Lebensmodells.